

DIE KUNST DES MORDENS Berlin, 1865. Die Stadt ächzt unter der Hitze des Sommers, und mit Spannung verfolgen die Bürger der Stadt den neuesten Kriminalfall: Professor Botho Goltz soll eine Gelegenheitshure bestialisch ermordet haben. Alle Beweise sprechen gegen den angesehenen Gelehrten, und so wird er vor Gericht gestellt. Julius Bentheim, ein junger Student der Rechte, der sich sein Zubrot als Tatort- und Gerichtszeichner verdient, verfolgt den Fall aus nächster Nähe. Bald wird klar: Nichts ist so offensichtlich, wie zu Beginn von der Staatsanwaltschaft vermutet, und der vermeintliche Mörder führt die Justiz an der Nase herum. Julius muss erkennen, dass der geniale Professor eine undurchsichtige Strategie verfolgt, an deren Ende die Kapitulation des preußischen Rechtsapparats stehen könnte ...



Der Liechtensteiner Autor Armin Öbri wurde 1978 geboren. Er lebt in Grabs im St. Galler Rheintal. Seit mehreren Jahren ist er im Bildungswesen tätig und arbeitet an einer Berufs- und Handelsschule. Mit »Sinfonie des Todes«, geschrieben mit der Autorin Vanessa Tschirky, gab er sein Debüt im Gmeiner-Verlag.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Der Bund der Okkultisten (2014)
Sinfonie des Todes (2011)

ARMIN ÖHRI

Die dunkle
Muse

Historischer Kriminalroman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
2. Auflage 2014

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Julia Franze

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes »Frau in der Badewanne« von Edgar De-
gas; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Edgar_Germain_Hilai-
re_Degas_032.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Edgar_Germain_Hilai-
re_Degas_032.jpg)

Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-1295-0

Für Wilkie

Herbei, herbei, der Tag bricht an,
Der Tag voll Furcht und Schrecken,
Der Tag, der alles auf die Bahn
Wird bringen und entdecken.
Der Tag des Grimms, der Tag des Zorns,
Der Tag der ernstesten Rache,
Der Tag des Stachels und des Dorns,
Der ungerechten Sache.

(Angelus Silesius: ›Das jüngste Gericht‹)

Erstes Kapitel

DEN TAG IHRER ERMORDUNG begann Lene Kulm auf gewohnte Art und Weise. An jenem 12. Juli des Jahres 1865 schief sie bis 11 Uhr und machte sich dann auf den Weg zum Schlachthof, wo sie bis in den späten Nachmittag hinein die wertlosen Knochen und Sehnen der abgestochenen Schweine und Kühe einsammelte und in massiven Eisenkübeln entsorgte. Es war eine üble, schlecht bezahlte Tätigkeit. Aber der Arbeitsplatz wurde ihr von niemandem streitig gemacht, und das Geld brauchte sie für ihre Wohnungsmiete. Lene war jung, knapp über die 20 hinaus. Sie sah nicht so verlebt aus, wie es ihr Lebenswandel vermuten ließ, und mit ihrem ovalen Gesicht und den dunkelgrünen Augen konnte man sie sogar als hübsch bezeichnen.

Mechanisch sammelte sie die Reste auf, die von den Schlachtern übrig gelassen worden waren, und bespritzte die Eisengitter am Boden mit frischem Wasser. Rötliche Seen bildeten sich um die Abflussrohre. Einige ihrer Arbeitskollegen wechselten ein paar Worte mit ihr, doch Lene nickte bloß geistesabwesend. Das in die Kanalisation rinnende Tierblut erinnerte sie an die Wortgefechte der letzten beiden Nächte. Wie immer, wenn sie ihre Regelblutung hatte, wurde sie von ihrem Freund beleidigt, verprügelt und gedemütigt. Sie dachte wehmütig an den Abend, an die Zeit nach Sonnenuntergang, wenn sie versuchen würde, ein paar Freier anzuwerben.

Naturgemäß war ihr zweites Einkommen während

ihrer Menstruation geschmälert. Doch es fanden sich immer wieder Kunden, die weniger wählerisch waren. An diesem Tag nahm sie ihr Abendbrot in einer verrauchten Kaschemme ein. Als sie bezahlt hatte, suchte sie den Abort auf, um sich frisch zu machen. Der Vorraum war eng und besaß nicht einmal einen Spiegel über dem Waschbecken. Lene griff in ihre linke Rocktasche und zog einen Taschenspiegel, eine Quaste und eine billige Puderdose hervor. Sie schminkte sich hinreichend und öffnete die oberen Knöpfe ihrer Bluse. Mit fahrigen Bewegungen zupfte sie an ihrem Unterhemd, bis der Graben zwischen ihren Brüsten deutlich zu sehen war. Daraufhin bewegte sie die Schultern, erst nach rechts, dann nach links, und vergewisserte sich, dass die Warzenvorhöfe sichtbar, die Brustwarzen selbst aber bloß zu erahnen waren.

Sie beugte sich vor, um sich davon zu überzeugen, dass ihre Bauchpartie verdeckt war, falls das Unterhemd verrutschte. Niemand sollte die Blutergüsse bemerken; sie würden die Kunden nur abschrecken. Gregor, ihr Freund, schlug sie meist so, dass man die Verletzungen nicht sah. Naiv und geistlos, wie sie war, liebte sie ihn in ihrer Unbedarftheit sogar für diese Umsicht.

Lene Kulm betrachtete ihr Spiegelbild. Unmerklich nickte sie, als sie fand, dass ihr Aussehen für diesen Abend seinen Zweck erfüllen würde.

Nachdem sie die Kneipe verlassen hatte, schlug sie den Weg zur Spree ein. Sie schlenderte den Damm entlang, bis sie zum Friedrichswerder gelangte. Neben dem würfelförmigen Gebäude der Bauakademie standen früher die Packhöfe und einige Bürgerhäuser, doch Karl Friedrich Schinkel, der berühmte Architekt, hatte sie abrei-

ßen lassen. Im Lichtkreis einer Laterne hielt Lene inne. Ihre Beine taten weh und sie rieb sich die Unterschenkel. Links lag der Fluss mit seinen vertäuten Lastkähnen, rechts erhoben sich die Fassaden einiger Mietshäuser, geradeaus erblickte die junge Frau die Akademie. Sie mochte diesen modernen Stil nicht. Der viergeschossige Komplex mit seinen geometrisch angeordneten Fenstern ließ sie an das Rastersystem amerikanischer Straßen denken. Sie war noch nie aus Berlin herausgekommen, doch genau so kühl und unnahbar stellte sie sich die fortschrittliche Neue Welt vor. Der einzige Grund, diesen Platz aufzusuchen, war der Park, dessen Sträucher und Bäume ausreichend Schutz boten, damit Lene ihrer Arbeit nachgehen konnte.

Die Dämmerung hatte eben erst eingesetzt und Lene spazierte den Damm auf und ab. Hin und wieder warf sie einen Blick auf das ruhig fließende Gewässer. Sie war selten Stimmungen unterworfen, aber an diesem Abend erwartete sie mit Ungeduld das Einbrechen der Nacht. Viel zu viele Passanten waren noch unterwegs, viel zu viele Fenster an den Backsteingebäuden noch erleuchtet.

Eine Gruppe junger Männer kam ihr entgegen – es mochten wohl Studenten sein. Sie waren ausgelassen und piffen ihr nach. Einige Damen mit Krausen und Bordüren an ihrer eleganten Kleidung flanierten vorbei und rümpften die Nase. Lene sah gleichgültig an sich hinab. Ihr Busen wogte verheißungsvoll im Unterhemd. Nach einer halben Stunde, als die Wege sich allmählich leerten, machte sie kehrt und bummelte zurück zum Park. Nicht mehr lange, und lichtscheues Gesindel würde sich dort einfinden.

Die Nacht war mild. Ein angenehm warmes Lüftchen kräuselte die Spree. Auf dem Gehweg kam ihr ein untersetzter Mann mit breitem Brustkorb entgegen. Sie hob spielerisch den Rock, bis er ihre Knie entblößte, und ließ ihn wieder fallen. Der Fremde schien Interesse zu bekunden, denn er verlangsamte die Schritte. Lene trat aus dem Lichtkegel und zog sich zu einem dichten Ligusterstrauch zurück.

Der Mann folgte ihr.

»Wie viel?«, flüsterte er. Als er sprach, stieg ihr seine Alkoholfahne in die Nase.

»Fünf Silbergroschen.«

»Das ist billig«, bemerkte er überrascht.

»Es gibt auch nicht das volle Programm.«

»Große Wäsche, was?« Er brummte missmutig. Nichtsdestoweniger besah er sich ihr Gesicht genauer, während er eine Hand in ihren Ausschnitt gleiten ließ. »Eine prächtige Auslade haste ja«, meinte er, als er ihr warmes Fleisch knetete. »Na, wir wollen ma nich so sein. Hier haste was.«

Sie steckte die Münzen ein, nahm den Kunden bei der Hand und führte ihn durchs Gebüsch an die Vorderfassade der Akademie. Verhaltenes Stöhnen in der Nähe zeigte an, dass dort noch mehr Paare miteinander beschäftigt waren. Lene Kulm hielt auf eines der Fenster zu, von dem sie wusste, dass es abends mit Eisenjalousien verschlossen war, und setzte sich aufs Fensterbrett. Behände ließ sie die Träger ihres Kleides von den Schultern gleiten, damit die plumpen Arbeiterhände des Freiers ihre Brüste betasten konnten.

Sie nestelte an seiner Hose herum, einer Schreiner-

hose aus verschlissenen Stoff, und öffnete den Latz. Ihre Handgriffe waren fest, zupackend und von liebloser Mechanik. Der Arbeiter seufzte leise, als er sich nach wenigen Augenblicken über ihre Finger ergoss. Brück schob er die Dirne von sich und knöpfte sein Gewand zu. Lene wischte die Hand am Rasen ab und folgte dem Freier, der schon wieder den Gehsteig erreicht und großlos seinen Heimweg angetreten hatte.

Sie nahm sich fest vor, an diesem Abend noch mindestens zwei weitere Kunden zu bedienen, und tatsächlich dauerte es nicht lange, bis sie ihr Soll erfüllt hatte. Zufrieden spürte sie das Gewicht der Münzen, die sie am Körper trug, als sie ihre Schritte zur Marienburger Straße lenkte. Vor dem Eingang einer mehrgeschossigen Mietskaserne blieb Lene schließlich stehen. Sie schloss die Tür auf und betrat das düstere Treppenhaus. Lediglich durch die Dachfenster im obersten Stock drang ein fahler Lichtschein herein. Die spärlichen Gaslaternen funktionierten ohnehin nie.

Der Dirne gefiel es, eine Unterkunft in einem Gebäude gefunden zu haben, dessen Fassade reich mit Stuck verziert war. Zwar wohnten sie und ihr Freund nicht im Vorderhaus, sondern hatten sich in einer Mansarde im Seitenflügel eingemietet, aber der äußere Schein war es, der für Lene zählte. Unter solchen Gedanken bog sie im Flur in das Durchgangszimmer ab, das zu den allgemein zugänglichen Stuben des Seitenflügels führte. Von dort überquerte sie einen Innenhof, ging an der Remise vorbei, aus der das Wiehern von Pferden drang, und betrat das Hinterhaus.

Lene überlegte, wie viele Mieter wohl in diesem

Moment gerade miteinander schliefen. Es konnten einige sein. Der Gebäudekomplex war groß und verschachtelt, die Wohnungen beengt und überfüllt. Dennoch war hier die Situation noch relativ erträglich. Eine Arbeitskolle-gin aus dem Schlachthof wohnte nur ein paar Straßen weiter, und dort hausten die Leute sogar auf den Fluren. Wohnungsnot macht erfinderisch. So manch einer vermietete Matratzen. Beinah im Schichtbetrieb teilte man sich die Schlafstellen.

Im Dachgeschoss angekommen, öffnete Lene Kulm die Tür zu einem separaten Wohnabteil. Am Boden lag eine abgeschauerte Fußmatte. An einer Gardinenschnur, die durch die Wand zu einer Glocke führte, hing ein Rehfuß. Geradeaus endete der kleine Flur bei einem Licht-schacht. An Seilen baumelten Papiertüten von der Decke, in denen sie getrocknete Kräuter aufbewahrte. Zu bei-den Seiten führten Türen zu den Mansarden. Die rechte Wohnung bewohnte sie mit ihrem Freund Gregor; den Mieter der anderen, einen feisten, rotbärtigen Mann, der viel zu elegant gekleidet war für dieses Milieu, sah sie nur sporadisch.

»Was der wohl hier zu suchen hat?«, hatte Lenes Freund sie vor ein paar Tagen gefragt.

»Er ist reich. Sieh dir doch nur mal seine Kleidung an. Vielleicht ist die Dachwohnung hier sein kleines Geheimnis.«

»Du meinst, er bringt seine Weiber hierher?«

»Oder seine Männer.«

»Ja, oder seine Männer«, hatte Gregor wiederholt und hämisch gegrinst.

Lene lächelte bei dem Gedanken an dieses Gespräch

und blieb vor der Fensterbank des Lichtschachts stehen. Die Scheibe war zersplittert, sodass ein milder Lufthauch hereinwehte. Sie öffnete das Fenster und spähte in die Tiefe, die ihr wie der gurgelnde Rachen eines Ungeheuers vorkam. Ausnahmsweise war nichts zu spüren von den Gerüchen, die sonst von den vermodernden Abfällen der Hausbewohner ausgingen. In den unteren Etagen beschwerten sich die Leute ständig darüber, dass der Kehricht aus den oberen Stockwerken einfach im Lichtschacht verschwand.

Lene überlegte einen Moment, dann zuckte sie die Achseln. Kurz entschlossen wühlte sie sich durch mehrere Schichten Unterröcke und löste die Riemen ihres Hygienegurts, den sie um Bauch und Beine geschnallt hatte. Nach einigen Handgriffen zog sie einen wollenen Lappen hervor, auf welchem die mit Menstruationsblut verklebten Moosballen lagen. Sie übergab die Binde dem Schacht und vernahm noch, wie sie an die Wand klatschte, bevor sie von der Schwärze des Schlundes verschluckt wurde.

Ihre Mutter hatte stets versucht, ihr die überalterte Gepflogenheit einzubläuen, sich während der Periode nicht zu waschen. Doch der Geruch von zersetztem Blut war Lene ein Gräuel. Nachdem sie die Hand prüfend an die Nase gehalten hatte, wischte sie sie am Fensterbrett ab und wich einen Schritt zurück, um das Fenster zu schließen. Der Rahmen krächzte ein wenig und in den Scherben spiegelte sich die von hinten beleuchtete Silhouette eines Mannes wider. Kaleidoskopartig formten die Glassplitter eine Fratze mit roten Haaren und feurigem Bartwuchs.

Erschrocken fuhr Lene herum.

Im Türrahmen der Nachbarmansarde stand eine korpulente, in einen vornehmen Herrenanzug gewandete Person. Die graue Hose mit den anknöpfbaren Hosenträgern besaß die gleiche Farbe wie der lange Gehrock, während die Weste des Mannes aus gemusterter Seide das elegante Bild vervollständigte. Einzig das wulstige Gesicht des Fremden war mit seinem galligen Teint nicht eben dazu angetan, Vertrauen einzuflößen. Sogar die Augen wirkten eher lüstern statt lebhaft. Doch als er die Stimme erhob, war sie sanft und schmeichelnd und nahm Lene die Befangenheit.

»Verzeihen Sie mein stilles Einmischen in Ihre persönlichen Angelegenheiten, wertes Fräulein Kulm«, begann der Mann. »Ich hätte mich bemerkbar machen sollen. Ein unverzeihlicher Fehler. Habe ich Sie erschreckt?«

Wortlos schüttelte Lene den Kopf. Sie fühlte sich unwohl, ertappt, und irgendwie genierte sie sich vor diesem geschmackvoll gekleideten Herrn von Welt.

»Sie sind Fräulein Kulm, ich gehe doch richtig in der Annahme?« Seine fleischigen Backen verzogen sich, während er lächelnd an sie herantrat. In der Hand hielt er ein dunkelbraunes Bündel, wohl ein altes Kleidungsstück, das er an den Jackenärmeln zusammengeknotet hatte. Verschwörerisch zwinkerte er ihr zu, als er das Fenster noch einmal aufschwang und das Stoffpaket auf Fensterbrett stellte. »Wir haben alle unser Geheimnis, nicht wahr, Fräulein Kulm? Sie verraten mich nicht, und ich verrate Sie auch nicht. Abgemacht?«

Die Dirne nickte. Sie betrachtete die zerknüllte Jacke. Ihr Freund besaß das gleiche Modell, fuhr es ihr durch

den Kopf, als der Mann dem Bündel einen Schubs gab und es in den Schlund beförderte.

Als ihr Nachbar das Fenster wieder schloss, fiel ihr flüchtiger Blick auf die längliche Holzkante und es war ihr, als wäre sie in rötliche Farbe getaucht. Instinktiv hob sie die Hand, um zu prüfen, ob Blut zu erkennen war.

Doch als sich der Mann in seiner gestelzten Sprache ein weiteres Mal entschuldigte, holte er sie wieder in die Wirklichkeit zurück: »Wertes Fräulein, ich bitte nochmals um Vergebung. Es geziemt sich nicht, die Leute zu verunsichern, ich weiß. Ich bin unverbesserlich. Und dennoch muss ich Sie – selbst zu so später Stunde – noch um zwei Gefallen bitten. Sehen Sie, Fräulein Kulm, ich war heute Nachmittag bei ihrem werten Verlobten zu Gast.«

»Bei Gregor?«

»Exakt, bei Herrn Gregor Haldern. Sie müssen wissen, ich war in Verlegenheit, ich hatte kein Messer.«

»Kein Messer?« Die Situation kam ihr immer grotesker vor.

Der Mann kraulte sich die roten Barthaare. Mit seinem imposanten Äußeren erinnerte er an den alten Stauferkaiser Barbarossa. »Beginnen wir doch von vorn, Fräulein Lene«, meinte er gutmütig und eine Nuance vertrauter, als er ihr die Hand reichte. »Gestatten, mein Name ist Botho Goltz, meines Zeichens Professor der Philosophie. Wie gesagt, heute Nachmittag war ich in Nöten. Sie müssen wissen, ich habe unten beim Schlachter um die Ecke ein prächtiges, saftiges Nierstück erstanden. Da ich neulich erst eingezogen bin, ist meine Mansarde noch unvollständig eingerichtet. Teller, Gläser, sogar eine

Bratenplatte für den eisernen Gussofen – alles vorhanden. Lediglich das Besteck fehlt noch. Deshalb habe ich bei Herrn Haldern geklopft, um mir ein Messer auszulihen, mit dem ich das Filet tranchieren konnte. Warten Sie bitte einen Moment, Fräulein Lene.«

Er wandte sich um und verschwand in seiner Mansarde. Draußen im Flur vernahm die Frau ein Rascheln und Stühlerücken. Als der Professor zurückkam, hielt er ein längliches, mit Zeitungspapier umwickeltes Päckchen in den Händen. Es waren Seiten des meistgelesenen deutschen Presseerzeugnisses, nämlich der Allgemeinen Zeitung, wie Lene erkennen konnte.

»Ich hatte kein Wasser mehr, um die Klinge zu reinigen«, entschuldigte sich Goltz.

»Schon gut. Das macht nichts.«

Er reichte ihr das eingewickelte Messer und geraume Zeit standen sie wortlos voreinander. Der Dirne war es, als werde sie von dem Mann gemustert.

»Sie haben vorhin von zwei Gefallen gesprochen«, brach sie schließlich das Schweigen, als es ihr zu unbehaglich wurde.

»Richtig, ja. Nun, wie soll ich das erklären, Fräulein Kulm? Meine zweite Bitte ist ungleich delikater. Es ist schwierig, die passenden Worte zu finden.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an, Herr Professor.«

»Sie haben sich bestimmt schon gefragt, warum ein Mann wie ich in eine solche Gegend zieht, die seinem Stand nicht angemessen erscheint? Damit will ich Sie und Ihren Herrn Verlobten natürlich in keiner Weise kränken.«

»Natürlich nicht«, bestätigte Lene naiv.

»Der Grund hierfür ist in der menschlichen Natur zu suchen, die leider Gottes nicht immer aufs Beste bestellt ist. Wir Menschenkinder sind den Trieben unterworfen. Eine meiner hervorragendsten Eigenschaften ist die Lust. Dies kann ich eingestehen. Allein meine Statur verrät Ihnen, dass ich gern esse und guten Wein nicht verachte. Doch damit nicht genug, ich weiß auch schöne Frauen zu würdigen. Und gerade Sie, Fräulein Lene, sind eine ausgesprochen schöne Frau.«

Sie errötete leicht. Dass er zu einer persönlicheren Anrede übergegangen war, schien sie nicht einmal zu bemerken.

»Ich? Aber nicht doch, Herr Professor.«

»Doch, doch, Lene. Einzig Ihre Nähe habe ich gesucht. Sie sind mir aufgefallen. Und genießen Sie sich nicht, meine Kleine, ich weiß um Ihre heimlichen Einkünfte.«

Der Hure dämmerte es allmählich, worauf der Dicke hinauswollte. Die Männer sind doch alle gleich, dachte sie und verschränkte die Arme vor der Brust. Kaum sehen sie ein hübsches Ding, denken sie nicht mehr mit dem Kopf. Aber eher soll er von mir 100 Schläge auf seine fette, rote Gesichtsurke bekommen, als dass ich 100 Silbergroschen dafür annehme, mit ihm ins Bett zu gehen. Das wäre ja noch schöner, wenn ich mich schon mit den Nachbarn einließe.

Unbeirrt von ihrer abweisenden Haltung fuhr Botho Goltz fort: »Lene, ich gäbe viel dafür, gemeinsam mit Ihnen dem Eros zu opfern, Sie auf den Altar zu legen und Ihren makellosen Körper in einer Mysterienfeier kultisch zu verehren. Aber diese Zeiten sind leider längst

vorbei ... Und dennoch, Lene, ich will Sie. Noch heute, noch diese Nacht.«

»Ich bin verlobt«, brachte sie leise hervor.

»Und ich habe schon mit Herrn Haldern über mein Ansinnen gesprochen.«

»Sie haben was?«

»Gehen Sie hinein, Lene, werfen Sie einen Blick auf die Kommode in Ihrer Mansarde. Dort liegt die erste Anzahlung für unsere Liebesnacht. Ihr Freund war so gütig, meinem Anliegen einen positiven Bescheid zu geben.«

»Positiver Bescheid?«, wiederholte sie ungläubig. Sie drehte sich um, drückte die Klinke und betrat ihre Mansarde. Auf der Abstellfläche der Kommode erkannte sie ein Bündel Banknoten. Aus dem Nebenzimmer drangen Gregors Schnarchgeräusche.

»So viel Geld«, entfuhr es ihr.

»Und es gibt noch mehr«, flüsterte eine Stimme hinter ihr. Der rothaarige Mann war näher getreten. Er fletschte die Zähne und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Komm, Lene, komm mit mir.«

»Ich will mich noch frisch machen.«

Sein Gesicht verfinsterte sich und ein Anflug von Zorn legte seine Stirn in Falten. »Nein, nicht nötig!«, beschied er sie brüsk. Einer inneren Eingebung folgend verbesserte er sich jedoch schnell: »Nein, Lene, komm einfach mit mir.«

Sie legte die Scheine zurück, ohne sich weiter Gedanken zu machen, und platzierte das Messer daneben. Ein Lächeln huschte über das Gesicht ihres Nachbarn, als er die Frau an der Hand hinüber in seine Wohnung führte. Die Mansarde war praktisch identisch mit jener von

Lene, nur spiegelverkehrt. Die Wandverzierung bestand aus Paneelen, verschlissene Zitzgardinen hingen vor dem Gaubenfenster, das wohl auch tagsüber nur wenig Licht hereinließ. Möbel gab es fast keine. Nachdem Goltz eine Lampe entzündet hatte, fiel Lenes prüfender Blick auf einen Tisch, einen Stuhl und eine Matratze, die als Schlafstätte diente. Neben dem gusseisernen Ofen stand eine flache Wanne am Boden, die zu einem Drittel mit einer dunklen Flüssigkeit angefüllt war. Wahrscheinlich hatte Goltz hier die blutigen Nierstücke zugeschnitten.

»Sie wissen, dass ich menstruiere«, bemerkte sie.

»Es ist mir nicht entgangen.«

»Und das stört sie nicht?«

»Es gibt auch noch andere Möglichkeiten, Genuss zu finden.«

Lene nickte. Nur zu gut waren ihr die abartigen Wünsche ihrer Freier bekannt. Doch alles hatte seinen Preis, und der Professor hatte eindeutig den richtigen gefunden. Während sie sich ihrer Kleider entledigte, zählte Goltz die gleiche Anzahl Scheine ab, wie als Anzahlung auf ihrer Kommode lag, wickelte sie in Wachstuch und deponierte sie auf dem Tisch. Grinsend näherte er sich ihr und zitierte geheimnisvoll: »Animula vagula blandula.«

Sie lächelte scheu, aber verstand kein Wort. Es war Latein, das wusste sie, denn diese fremden Laute hatte sie schon einmal in einem Gottesdienst bei den Katholiken gehört.

Er griff ihr mit seiner Pranke an die Brust und umspielte die Warze mit den Fingern. Selbst auf seiner Hand wuchsen rote Haare. Sie unterdrückte den in ihr aufsteigenden

Ekkel, indem sie krampfhaft versuchte, an etwas anderes zu denken. Blumen kamen ihr in den Sinn, ein Ausflug, den sie als Kind mit Bekannten gemacht hatte, der Eindruck, den breiten, gestampften Kiesweg der Promenade Unter den Linden unter den Füßen zu spüren ...

Lene Kulm ließ sich auf die Knie nieder und reckte dem Mann ihr Hinterteil entgegen. Den Kopf bettete sie seitlich mit der Wange auf ein Kissen, sodass sie ihren Freier aus den Augenwinkeln beobachten konnte. Er zog sich aus. Unwillkürlich musste sie schmunzeln, als sie den Penis sah, der wie der unförmige Stundenzeiger einer Standuhr nach oben gerichtet war. Sie versuchte sich zu entspannen, als Botho Goltz ans Werk ging. Als er wie ein Berserker wütete, sich hin und her bewegte, ihre Hüfte umkrallte und sich schließlich keuchend ganz auf sie fallen ließ, litt sie Qualen. Sein glitschiger Körper, die Brust und sogar der tonnenförmige Bauch waren von nassen, verschwitzten Haaren bedeckt.

»Nicht bewegen.« Er sprach keineswegs mehr säuselnd, sondern mit hartem, befehlendem Tonfall. Verwundert stellte Lene fest, dass der Professor sein Glied einfach auf dem Bettlaken abwischte und dieses dann benutzte, um ihren After zu säubern. Er schien äußerste Sorgfalt darauf zu verwenden und penibel darauf bedacht zu sein, ihr Gesäß zu frottieren, während das Laken immer schmutziger wurde. Als es den Anschein machte, dass er seine Arbeit beendet hatte, wagte Lene sich umzudrehen und aufzustehen.

Der Rothaarige war damit beschäftigt, seinen Gehrock über die Weste zu ziehen. Von der verliebten Aufmerksamkeit, mit der er Lene noch vor einigen Minuten

umgarnt hatte, war nichts mehr vorhanden. Grob warf er ihr das Wachstuch zu. Sie zog sich hastig an, verabschiedete sich mit ein paar nichtssagenden Worten und verließ die Mansarde.

Als sie den Türgriff zu ihrer Wohnung bereits in der Hand hielt, sprach der Professor sie noch einmal an. In einer leichten, schwungvollen Bewegung, die ihre Haare flattern ließ, drehte sie sich um die eigene Achse. Dabei sah sie anmutig aus, was Botho Goltz, der Professor der Philosophie, wohl bemerkte, als er ein Messer zückte und es von unten in ihren Bauch rammte.

Lenes Augen weiteten sich. Sie wollte schreien, doch eine Hand hielt ihr den Mund zu. Ein furchtbarer, nie gefühlter Schmerz durchfuhr sie, als Goltz die Klinge in ihrem Körper drehte, bevor er sie herauszog. Ihr Blick war auf das rot umrandete Gesicht ihres Mörders gerichtet, das mehr denn je an eine Teufelsfratze gemahnte. Bilder aus dem Schlachthaus schwirrten ihr durch den Kopf: zerfetzte Muskeln, Sehnen und Gekröse. Ein weiteres Mal stach der Mann zu, schnell und zielsicher. Diesmal traf er ihren Hals. Sie röchelte, rang nach Atem, doch alles, was in ihre Luftröhre kam, war ein warmer Schwall Blut, an dem sie erstickte.

Botho Goltz hielt die Leiche aufrecht, indem er sie in seine kräftigen Arme sinken ließ. Das Wachstuch mit den Geldscheinen fingerte er aus ihrem Ausschnitt. Dann schleifte er Lene zur Mitte des Flurs, wo er sie ablegte und mit Bedacht zehn weitere Stellen aussuchte, an denen er ihr in aller Gemütsruhe sein Messer in den Leib stieß. Schließlich tastete er ihre Röcke ab, bis er den Zimmerschlüssel fand.

Danach stand er auf und betrachtete sein Werk. Er rieb die Hände an der Hose trocken und schloss Lenes Wohnungstür ab. Darauf wickelte er die Geldscheine aus und ließ das blutige Tuch in der Tiefe des Lichtschachts verschwinden. Mit methodischer Exaktheit ging er die Schritte noch einmal durch, die es zu beachten galt. Er nickte, wie um sich zu vergewissern, dass alles planmäßig verlief, und betrat seine Mansarde ...

Kurz darauf erschien er wieder auf dem Flur. Diesmal trug er ein sauberes Messer bei sich. Er ging in die Knie und tauchte die Klinge in die Blutlache, die sich am Boden gebildet hatte. Fröhlich pfeifend stand er auf, öffnete die Außentür zum Treppenhaus, um nach dem Rehfuß zu greifen und die Glocke bimmeln zu lassen. Mitten in der Bewegung hielt er noch einmal inne. Der Merkspruch von Martial kam ihm in den Sinn, dass ein gutmütiger Mann stets ein Anfänger sei. Fast hätte er einen Fehler begangen. Das zufriedene Lächeln, das auf seinem Gesicht auftauchte, war fast wieder verschwunden, als er bei den Nachbarmansarden mit der Faust an die Tür hämmerte.

Botho Goltz hörte den schlurfenden Gang einer Person in Pantoffeln, dann das Geräusch eines Türriegels. Eine fast 70-jährige Frau stand auf der Schwelle. Zwei senkrechte Furchen zogen sich von der Nasenwurzel über ihre Stirn. Eine Brille baumelte an einem Bindfaden vor ihrer Brust. Obwohl sie alt war und schlecht sah, war ihre Begrüßung ruppig: »Wohl besoffen, was?«

Der Professor blickte sie treuherzig, fast schon um Verzeihung bittend an, als er das blutverschmierte Messer vorwies und sagte: »Entschuldigen Sie die Stö-

rung, Gnädigste. Aber hätten Sie die Güte, die Polizei zu benachrichtigen? Ich habe soeben Ihre Nachbarin ermordet.«

Zweites Kapitel

DIE NACHRICHT VON LENE KULMS ERMORDUNG erreichte den Kriminalkommissar Gideon Horlitz in den frühen Morgenstunden. Als der pausbäckige Polizeiaspirant, den man mit einer Eilnotiz geschickt hatte, ihn endlich fand, war er gerade dabei, den Ort einer menschlichen Tragödie zu besichtigen. Mehrere Leute schwärmten um ihn herum, die meisten in Uniform, angeregt diskutierend, mit Maßbändern und Richtschnüren das Zimmer absteckend. Einer allein bewegte sich nicht mehr: Er hing an einem Seil von der Decke, unter ihm ein umgekippter Stuhl.

Die besagte Gruppe hatte sich etwas außerhalb des alten Stadtkerns in einer jener Nebengassen eingefunden, die nicht von Pferdekarren, Arbeitern und Bummelanten verstopft war. Der Raum selbst, in dem die Männer den Selbstmord untersuchten, gehörte zu einer Laube im hinteren Teil eines ausgedehnten Grundstücks, die ihrem Besitzer wohl als Rückzugsort gedient hatte, um vom Wüten der Welt Erholung zu finden.

Kommissar Horlitz beugte sich vor, um die Arbeit seines Tatortzeichners besser betrachten zu können. »Gute Arbeit, Bentheim. Da zeigt sich wieder mal Ihr Talent.«

Julius Bentheim sah kurz auf und lächelte dankbar. Er war 19 Jahre alt und verdiente sich dank seines Talents ein Zubrot für sein Studium der Rechtswissenschaften. Mit dem Daumen fuhr er auf dem Pastellpapier über eine Stelle, die er für schlecht gelungen ansah, und verwischte einen kleinen Flecken Kohle. Er griff vorerst nach einem Kreidestift, dann nach einem Wachsstift und verbesserte den Bildausschnitt. Hin und wieder riefen ihm die Polizisten Längen- und Höhenangaben zu. Den Grundriss des Tatorts hatte er im Maßstab 1:25 angefertigt und nun fehlten lediglich einige wenige Details, um die Zeichnung zu vollenden.

Bald war seine Arbeit getan und er verfolgte konzentriert das Gespräch zwischen Gideon Horlitz und dem Boten aus dem ehemaligen Palais Grumbkow, dem Standort der Polizeiverwaltung.

»Professor Goltz, sagten Sie?«

Der junge Mann nickte und ein aufgeregtes Funkeln schoss aus den Augen seines Vorgesetzten.

»Potztausend! Ein kapitaler Fang.«

»Deswegen ist auch dringend Ihre Anwesenheit vonnöten, Herr Kommissar. Das ist ein gefundenes Fressen für die Zeitungsfritzen. Wenn die Wind von der Sache bekommen, ist es aus mit der Ruhe.«

»Wer ist vor Ort?«

»Vier, fünf Gendarmen, ein Untersuchungsrichter, ein Anwalt und Kommissar Bissing.«

Horlitz hob eine Augenbraue. »Sagen Sie mal, wenn Sie schon einen Kommissar haben, wozu brauchen Sie dann mich bei der ganzen Chose?«

»Bissing kennt den Professor persönlich«, erklärte der Bote.

»Aha, verstehe.« Der Blick des Kommissars schweifte unstet im Zimmer umher, bis er auf seinen Tatortzeichner fiel. Später sollte sich Julius Bentheim mit quälender Schärfe an diesen Zeitpunkt zurückerinnern. Es war der kritische Moment, an dem die Weichen in seinem Leben gestellt werden sollten. Und die Schicksalsgöttin hatte sich unerbittlich entschieden, ihn in die Abgründe der menschlichen Seele blicken zu lassen. »Herr Künstler«, sprach Horlitz ihn an, »es tut mir leid, Ihre Arbeitszeit wurde soeben verlängert.«

Das Leben in der Marienburger Straße erwachte allmählich. Die ersten Fuhrwerke holperten über das Kopfsteinpflaster, die Bäuerinnen brachten ihre Waren von außerhalb zu den Märkten in der Stadt. Von dem Verbrechen im Dachgeschoss hatten die Bewohner der Mietskaserne jedoch nichts mitbekommen. Julius Bentheim saß gegenüber dem Kommissar in einem Landauer, einer viersitzigen, vierrädrigen Kutsche, die sich von einem offenen in einen geschlossenen Wagen umwandeln ließ. Da die Julinacht schwül gewesen war, fuhren sie mit offenem Verdeck. Schweigend hatten sie etwas weniger als eine halbe preußische Meile zurückgelegt, als der Kutscher ihr Ziel erreichte und die Pferde anhielt.

»Steigen wir aus«, brummte Horlitz.

Sie schwangen sich aus dem Wagenschlag. Der junge

Bentheim war gespannt wie ein Flitzebogen. Wenngleich sein Studium ihm kaum Freizeit ließ, liebte er doch die Aufträge, die ihn an die absonderlichsten Orte Berlins führten. Außerdem war die Bezahlung nicht schlecht. Es war hauptsächlich Nacharbeit, die er verrichtete, und so bekam er einen Aufschlag zur üblichen Entlohnung. Zumeist wurde er gerufen, um die Spuren eines Einbruchdiebstahls abzubilden. Hin und wieder kam er auch mit Kleinkriminellen, Huren und Zuhältern in Kontakt. Die Arbeit war vielfältig und voller Überraschungen; und das war es, was Julius daran mochte.

Vor dem Eingang wartete bereits ein Gendarm auf sie. Er nickte zur Begrüßung und öffnete den zwei Neuankömmlingen die Tür. In der Hand hielt er eine Laterne, deren Lichtschein den Eingang ausreichend erleuchtete. »Es ist ziemlich unübersichtlich hier drin. Ein wahres Labyrinth. Der Anwalt meinte, ich sollte unten auf Sie warten. Wo er recht hat, hat er recht.«

Sie erklimmen die Treppenstufen, die wenige Stunden zuvor Lene Kulm gegangen war. Gideon Horlitz bemerkte schnaufend: »Der Anwalt, der heute Dienst hat – ist der groß und hager, trägt seine Haare von einer Seite zur anderen über den Glatzkopf gekämmt?«

»Ja, Herr Kommissar.«

Bentheim glaubte, im flackernden Licht der Laterne ein Lächeln zu erkennen.

»Dann ist es Theodor Görne.«

»Ja, so heißt er.«

»Hm.« Der Kommissar murmelte Unverständliches vor sich hin. Er war ein 53-jähriger Mann mit Bauchansatz. Seine grau melierten Haare trug er tadellos frisiert.

15 Jahre lang hatte er als Obristwachtmeister in einem Dragonerregiment Dienst geschoben, bis er in den Polizeidienst wechselte. Im November 1848 war er an der Auflösung der Preußischen Nationalversammlung durch die Armee beteiligt gewesen; ein Umstand, viel zu peinlich, um ihn je zu erwähnen.

Die Szenerie, die sich ihnen bot, als sie das oberste Stockwerk erreichten, hatte etwas Bizarres an sich. Mehrere Leute drängten sich auf engem Raum zusammen und behinderten sich gegenseitig. Rechts wurde eine Hausbewohnerin mit bleichem Gesicht von einem Gendarmen befragt; links im Flur erkannte man den blutbespritzten Leichnam einer jungen Frau. Ringsherum standen Männer in der Uniform der Schutzmannschaft Berlin.

Julius zog seine Mercier, die ihm ein Onkel einst vermacht hatte, aus der Westentasche und blickte auf das Zifferblatt.

»Wie spät?«, fragte Horlitz.

»4 Uhr 15.«

»Dann werden die ersten Mieter bald aufstehen. Das wird mir ein Theater geben, wenn die merken, dass die Polizei im Haus ist. Kommen Sie, Bentheim.«

Der ehemalige preußische Soldat bahnte sich einen Weg zu den Gendarmen am Tatort. An der rechten Mansardentür kauerte ein Mann am Boden. »Lene«, murmelte er unablässig, »meine Lene.« Das Gesicht wirkte ausdruckslos und die Augen schimmerten glasig. Man konnte an seiner verstörten Miene deutlich das Leid ablesen. Gideon Horlitz waren volkstümliche Instinkte wie Mitleid für einen völlig Fremden unbekannt, doch den jungen Bentheim dauerte diese Kreatur.

Einer der Gendarmen deutete mit einem Kopfnicken zur zweiten Mansardentür, und Horlitz und Bentheim wandten sich um. Gemeinsam betraten sie die Dachwohnung des Professors. In dem Ofen in der Raummitte knisterte ein Feuer und verbreitete wohlige Wärme. Auf einem Stuhl vor der hinteren Paneelwand saß ein unförmiger kleiner Mann mit fuchsrotem Haarschopf. Der Anwalt namens Görne hatte sich über ihn gebeugt und redete ununterbrochen auf ihn ein. Etwas abseits, vor dem Gaubenfenster, unterhielten sich zwei Männer, von denen der eine Moritz Bissing war, jener als befangen geltende Kommissar. Als er Horlitz erblickte, winkte er ihn heran.

»Gideon! Schön, dass du kommen konntest. Darf ich vorstellen? Der Herr an meiner Seite ist Untersuchungsrichter Karl Otto von Leps.«

Sie reichten sich die Hände. Die des Richters, eines greisenhaften Mannes mit hagerem Schädel, war eiskalt.

»Sehr erfreut«, sagte Horlitz ehrerbietig.

Bissing fuhr fort: »Ich habe den Herrn Richter darüber informiert, dass der geständige Mörder wie ich Angehöriger des anthropologischen Renan-und-Feuerbach-Vereins sowie korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften ist. Herr Professor Goltz und ich haben uns bei verschiedenen Anlässen bereits getroffen und sind einander bekannt. Ich habe mir deshalb erlaubt, einen Boten nach dir auszusenden, Gideon, da ich wusste, dass du heute Nachtdienst schiebst.«

»Kannst du mich aufklären, was inzwischen alles veranlasst wurde?«

»Herr Kommissar, verzeihen Sie, wenn ich mich ein-

mische«, sagte der Richter. »Aber da Sie nun vor Ort sind, ist die Anwesenheit von Kollege Bissing nicht mehr vonnöten. Seine Bekanntschaft mit dem Täter ist heikel und ich entbinde ihn hiermit von seiner Aufgabe.«

Moritz Bissing verbeugte sich wortlos, klopfte Horlitz freundschaftlich auf die Schulter und zog sich zurück. Karl Otto von Leps beäugte scharf den jungen Maler, der zwei Schritte hinter dem Kommissar stand und alles mit angehört hatte. »Und Sie sind ...?«

»Mein Protegé«, antwortete Gideon an Bentheims Stelle.

»Gut, gut. Also, beginnen wir von vorn: Die Nachbarnfrau, eine verwitwete Frau Bettine Lützow, hat Alarm geschlagen. Ihrer Aussage nach pochte Professor Goltz in aller Seelenruhe an ihre Tür und eröffnete ihr, soeben einen Mord begangen zu haben. Die Lützow erschrak natürlich – wer kann ihr das verdenken? An den exakten Wortlaut des Geständnisses erinnert sie sich nicht, aber ungefähr tat Goltz dies mit folgenden Worten kund: Ich habe gerade Ihre Nachbarin umgebracht.«

»Sagte er ›umgebracht‹ oder ›getötet‹? Oder sogar ›ermordet‹?«

»Eine unbeabsichtigte Tötung ist auszuschließen, wenn Sie darauf hinauswollen. Er muss methodisch vorgegangen sein. Opfer ist übrigens die 21-jährige Schlachtereihilfin Magdalene Kulm, von allen kurz Lene gerufen. Sie ist bei uns aktenkundig, da sie nebenberuflich der Prostitution nachging und auch schon aufgegriffen wurde.«

»Magdalene«, wiederholte der Kommissar sinnierend. »Nomen est omen. Und was geschah dann?«

»Der Professor ging seelenruhig in sein Zimmer zurück, wo er auf die eintreffenden Beamten wartete.« Der Alte deutete mit einer raschen Armbewegung auf den rothaarigen Mann. »Seither sitzt er auf seinem Stuhl und schweigt beharrlich.«

»Wer ist der arme Kerl auf dem Flur?«

»Wenn es nach der Lützow geht, der Verlobte von Fräulein Kulm. Meiner Meinung nach wohl eher ihr Liebhaber und Zuhälter. Aber man muss ihm zugestehen, dass er arg gebeutelt ist. Nun zu Ihnen, Horlitz: Machen Sie was aus dem Fall. Gehen Sie dem Staatsanwalt zur Hand, bevor er wieder einen Bock schießt.« Er senkte die Stimme, als er hinzufügte: »Unter uns gesagt, alle wissen, dass er eine Schande seiner Zunft ist.«

Julius Bentheim sah beschämt zu Boden. Wenn es schon so weit kommt, dass ein Richter die eigenen Staatsanwälte kompromittiert, festigt dies nur noch den schlechten Ruf, den die Justiz in den Augen der Bevölkerung besitzt. Am Molkenmarkt befanden sich Polizeipräsidium und Stadtvogtei gemeinsam im ehemaligen Palais des Oberfeldmarschalls von Grumbkow. Gleich daneben, im früheren Palais des Grafen von Schwerin, hatte seit 1771 das Kriminalgericht seinen Sitz genommen. Der gesamte Gebäudekomplex galt wegen der oft willkürlich ausgeübten Polizeigewalt als Ort des Schreckens.

Der Kommissar warf einen betrübnen Blick auf Theodor Görne, der sich mit dem Verdächtigen abmühte, und zuckte ergehen die Achseln. »Mein lieber Julius, sehen Sie zu und lernen Sie. Und führen Sie das Protokoll. Das können Sie doch? Stifte und Papier haben Sie ja ausrei-

chend zur Hand.« Er machte einen Bogen um den Ofen und bot dem Anwalt an, die Befragung zu übernehmen. Görne fuhr sich mit der Linken über den Kopf, um ein paar Haare glatt zu streichen, und nahm das Angebot erleichtert an.

»Ihr Mann«, sagte er knapp.

Gideon Horlitz ging vor dem feisten Kerl mit dem roten Bart in die Hocke und musterte ihn. Wie Rübepflanze erschien ihm dieser mit seinem Bauch, seiner wilden, gesinnungslosen Miene. Zu seiner Überraschung zeichnete sich auf dem Gesicht des Professors ein Lächeln ab, und er sprach ihn sogar an: »Ah, der neue Herr Kommissar. Dann können wir endlich an die Arbeit gehen. Wir wollen doch keinen Justizskandal verursachen. Es ist löblich, dass der gute Moritz von sich aus in den Ausstand getreten ist. Nun, wie kann ich Ihnen dienlich sein?«

Verdutzt sah Horlitz zu Bentheim, der inzwischen einen Grafitstift angespitzt hatte und das Gesagte bereits in kursiver deutscher Stenografie zu Papier brachte. Er verwendete das System des Franz Xaver Gabelsberger, eines vor 16 Jahren verstorbenen Ministerialbeamten aus Bayern. Es war praktisch und leicht zu entziffern, und Julius benutzte es auch für seine Vorlesungen an der Universität.

»Tja, äh«, stammelte Horlitz, »haben Sie uns etwas zu sagen, Herr Professor?«

»Ganz und gar nicht. Was diesen vertrackten Fall angeht, berufe ich mich auf mein Schweigerecht. Sobald Sie mich ins Palais Grumbkow überführt haben, möchte ich, dass mir ein Pflichtverteidiger an die Seite gestellt

wird. Der soll sich um alles kümmern. Das wird es mir erleichtern, mich wieder meinen Studien zu widmen. All dieser Polizeikram ermüdet einen nur. Finden Sie nicht auch, Herr ...?»

»Gideon Horlitz.«

»Ah, Gideon. Einer der sechs Richter der Stämme Israels. Ein schöner Name. Übersetzt heißt er ›der Hacker, der Zerstörer‹. Hoffen wir, dass Sie diesen Kriminalfall nicht zerstören werden, Gideon. Oder dass der Fall nicht Sie zerstört.«

Ein diabolisches Grinsen huschte über seine Backen, bevor er wieder liebenswürdig und lammfromm aussah.

»Sie verweigern die Aussage?«

»Korrekt.«

»Gut, wenn Sie nicht reden wollen, hat das keinen Sinn. Ich werde Ihre Überführung an den Molkenmarkt veranlassen.«

»Sehr liebenswürdig. Es ist aber nicht so, dass ich mich völlig in Schweigen hüllen möchte, Kommissar. Für eine kleine Plauderstunde bin ich leicht zu haben. Sie dürfen das Thema wählen. Literatur, Philosophie, Musik – was hätten Sie gern?«

»Wie wäre es mit Medizin? Die Pathologie der Irren?«, entfuhr es Horlitz heftig.

»Na, na, Herr Kommissar! Warum denn gleich so aufbrausend? Um Ihnen in Ihrer schwierigen Situation Verständnis entgegenzubringen, werde ich Ihnen einen Rat geben.«

»Einen Rat?«

»Ja, einen Rat. So etwas wie eine Empfehlung, ein

Fingerzeig, wenn Sie so wollen: Lassen Sie eine Inventarliste anlegen.«

Gideon Horlitz richtete sich zu voller Größe auf. Seine Miene war wieder undurchdringlich. Julius Bentheims Grafitstift ruhte untätig auf dem Papier. Interessiert beobachtete der Tatortzeichner seinen Mentor, der den Kiefer bewegte und mit den Zähnen knirschte. Mit einer unwirschen Handbewegung forderte der Polizeibeamte den Professor schließlich auf, sich zu erheben. Ein Gendarm, der die Szene vom Flur aus mitverfolgt hatte, trat heran.

»Führen Sie ihn ab.«

Botho Goltz ließ sich widerstandslos zur Tür geleiten. Der junge Bentheim blickte ihm nach. Bevor der Mann mit den roten Haaren im Flur verschwand, hörte er ihn noch sagen: »Wird allmählich kälter, meinen Sie nicht? Ist wohl an der Zeit, noch ein Stück Brennholz nachzulegen ...«

Drittes Kapitel

ERST VIEL SPÄTER KAM JULIUS BENTHEIM DAZU, mit Hilfe der erhobenen Raumdaten die ersten Bilder des Tatorts zu zeichnen. Die Stelle, an der die Leiche lag, war derart beengt, dass er sich fragte, wie um alles in der Welt die